

Es lebe die Bauernstimme!

Anmerkungen zum Umweltjournalismus in der Bundesrepublik Deutschland

Vortrag zur Feier des 40ten Geburtstages der Bauernstimme in
Körbecke, 25. Juni 2016

Liebe Bäuerinnen und Bauern,

wir feiern heute den 40ten Geburtstag der Bauernstimme, jenes hervorragenden Monatsblattes, das von der Arbeitsgemeinschaft Bäuerliche Landwirtschaft herausgegeben wird. Die Bauernstimme hat mit rund 7.500 Exemplaren nicht ganz die Auflage der BILD-Zeitung, aber dafür verfällt ihre Auflage auch nicht so rasant wie die der BILD, die zu ihren besten Zeiten mehr als 5 Millionen Exemplare täglich verkaufte und heute – wie ich finde: erfreulicherweise – bei unter 2 Millionen angekommen ist.

Wenn ich von fallenden Auflagen spreche, muss ich euch berichten, dass Zeitungen und Journalisten alten Schlages heute eine bedrohte Art sind. Das verbindet die Journalisten mit den Bauern. Die Lage der und die Aussichten der Journalisten sind deshalb so dramatisch und furchterregend, weil die überlieferte ökonomische Basis des Qualitätsjournalismus der Printmedien mit immer größerer Geschwindigkeit erodiert. Die technische Entwicklung – sprich die so genannte "digitale Revolution" – lässt bei den Journalisten, die in Zeitschriften und Zeitungen schreiben, keinen Stein auf dem anderen.

Die Bauernstimme trifft diese Strukturkrise nicht mit voller Härte, weil sie ein klassisches Verbandsorgan ist, eine Zeitung, die mehrheitlich der AbL gehört und von ihr herausgegeben wird. Gleichzeitig ist sie ein Fachblatt, eine Zeitung von Bauern für Bauern, auch wenn es zusätzlich noch ein paar Leser wie mich gibt, Städter mit einem Haus auf dem Land, die ein Interesse an der Landwirtschaft haben, an den Bauern und ihren Problemen.

Ich will im folgenden ein paar Anmerkungen zum Umweltjournalismus in den vergangenen 40 Jahren machen. Die Bauernstimme ist keine Umweltzeitung, aber es ist ziemlich offenkundig, dass sie zu großen Teilen Umweltjournalismus betreibt – wenn man unter Umweltjournalismus schlicht allen Journalismus versteht, der sich mit ökologischen Fragen beschäftigt. Die Bauernstimme widmet sich – wie der Name schon sagt – ökologischen Themen aus der Perspektive von Bauern.

Eines solltet ihr vorab wissen: Wenn es um Umweltjournalismus geht, spricht hier jemand zu Euch, der ab Ende der 1970er bis Ende der 1980er Jahre bei der *taz* und bei der *Zeit* professionell Umweltjournalismus gemacht hat und den Umweltjournalismus bis heute beobachtet. Ich spreche als "teilnehmender Beobachter", wie es Ethnologen ausdrücken würden.

Vorab muss gesagt werden: Umweltjournalismus gibt es nicht erst seit in den 1970er Jahren die Umweltbewegung entstanden ist. Der Umweltjournalismus in der Bundesrepublik Deutschland kam ein paar Jahre früher. Und er hatte eine Art Vater, einen Mann, der in den ersten Jahren eine entscheidende Rolle für ihn spielte. Dieser Mann hieß Horst Stern. Er wurde 1922 geboren und lebt noch, ist 94 Jahre alt inzwischen. Journalismus ist tendenziell ein ungesunder Beruf, aber Umweltjournalismus scheint der Gesundheit nicht in jedem Fall zu schaden. Der Schriftsteller und Journalist Horst Stern begann mit Sendungen über Tiere im Fernsehen. Sie hießen "Sterns Stunde", waren gänzlich unsentimental und dienten im besten Sinne der Aufklärung.

1972 gehörte Horst Stern dann zusammen mit den Verhaltensforschern Konrad Lorenz und Irenäus Eibl-Eibesfeldt, sowie den Zoologen Bernhard Grzimek und Heinz Sielmann zu den Gründern der „Gruppe Ökologie“. Sie verstand sich als Lobbygruppe oder Bürgerinitiative zur Schaffung von ökologischem Bewusstsein in der damals stark fortschrittsgläubigen Industriegesellschaft.

Drei Jahre später, 1975, war Horst Stern, zusammen mit Bernhard Grzimek, Hubert Weinzierl und achtzehn weiteren Umweltschützern einer der Gründer des Bundes für Umwelt und Naturschutz

Deutschland e. V. , abgekürzt BUND, der eine wichtige Institution für die Durchsetzung ökologischer Anliegen wurde. 1980 schließlich gründete Horst Stern die Zeitschrift *Natur*, die er bis 1984 als Herausgeber leitete.

Die Grundlage dafür, dass sich mehr Menschen für Umweltprobleme interessierten, hatten Donella und Dennis Meadows mit ihrem bahnbrechenden Report "Die Grenzen des Wachstums" gelegt. Die vom "Club of Rome" in Auftrag gegebene, vor allem von der Volkswagenstiftung finanzierte, Studie war 1972 erschienen und zählt zu den wenigen Büchern, die das Bewusstsein und den Diskurs der Menschheit wirklich nachhaltig verändert haben. Die Einsicht, dass die Rohstoffe, besonders die fossilen Energieträger, auf der Erde begrenzt sind, war derart einleuchtend, dass es seitdem kein Entkommen mehr gibt vor dem Nachdenken über alternative, erneuerbare Energiequellen.

Im Frühjahr 1979, noch ein Jahr bevor Horst Stern die Zeitschrift "Natur" gründete, brachte eine Gruppe junger Linksradikaler aus der ganzen Bundesrepublik die Umweltberichterstattung ein beträchtliches Stück voran. Sie gründeten in West-Berlin *die tageszeitung* oder *taz*, die heute als Genossenschaft von den Existenzsorgen frei ist, die die großen, etablierten Blätter quälen. Die Überlegungen der Leute von der *taz* kann ich Euch aus erster Hand schildern, weil ich damals zu den vielen Gründern dieses Blattes zählte.

Wir hatten als Motivation und Konzept, von der Gesellschaft ignorierte, aber wichtige Themen an die Öffentlichkeit zu bringen. Das waren vier Themenbereiche, von denen einer die Ökologie war. Die *taz* hatte deshalb als erste Tageszeitung, zumindest in Deutschland, möglicherweise in Europa oder weltweit, täglich eine Ökologieseite.

Die Beweggründe der Gründer der *Bauernstimme* oder des *Bauernblatts*, wie die Zeitung anfangs hieß, waren zwei Jahre zuvor sehr ähnlich gewesen. Auch sie hatten den Eindruck, dass ihre Auffassungen und ihre Kritik an der Agrarpolitik in den Zeitungen des Bauernverbandes und den etablierten Medien unter den Tisch fielen. Also schufen sie einen Gegenöffentlichkeit.

Auf den täglichen Ökologieseiten der *taz* war das vorherrschende Thema zunächst die Kritik der Atomenergie. Es war die Zeit des Widerstands gegen die bei Gorleben geplante Wiederaufarbeitungsanlage für Atommüll, die WAA, und das Endlager für hochradioaktive Abfälle, zwei Projekte, deren Umsetzung dann im Landkreis Lüchow-Dannenberg verhindert werden konnten. Im Widerstand spielten damals übrigens, wie die meisten von Euch wissen werden, Bauern eine wesentliche Rolle. Bei der entscheidenden Demonstration in Hannover, Anfang 1979, waren nicht nur Bauern mit Dutzenden von Treckern aus dem Wendland angerückt.

Auch Josef Jacobi, auf dessen Hof wir uns heute versammeln und feiern können, war damals als AKW-Gegner mit seinem Trecker nach Hannover gekommen. Der niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht erklärte, nachdem sich an die 100.000 Atomgegner in Hannover versammelt hatten, eine Wiederaufarbeitungsanlage in Gorleben sei "politisch nicht durchsetzbar".

Die *taz*-Öko-Redaktion, wie wir uns nannten, verfolgte über die Atomenergie hinaus mehrere andere Umweltthemen, die heute noch aktuell sind. Wir berichteten über alternative Energien, zum Beispiel das erste Windrad in Tvind in Dänemark oder über die Potentiale von Solarthermie und Erdwärme. Wir schrieben über die Gefahren von Giftmüll und seine illegale Entsorgung.

Die ökologischen Themen breiteten sich schnell in den liberalen Mainstream-Medien aus, in den Stern, den *Spiegel*, die *Zeit* und andere. Bei der *taz* sahen wir das damals zwiespältig. Einerseits profitierten wir nur sehr bedingt von unseren Pioniertaten und andere machten an unserer Stelle mit diesen Themen Auflage. Andererseits freuten wir uns als Ökologen darüber, dass der gesellschaftliche und politische Einfluss der *taz* durch diesen Thementransfer viel größer war als ihre Auflage. Wir begriffen damals Journalismus nicht als *l'art pour l'art*, sondern als Werkzeug, um grundlegende politische Veränderungen zu erreichen.

Die *taz* blieb übrigens in der Medienlandschaft ökologische Avantgarde. 1992 etablierte die Redaktion eine tägliche Doppelseite namens "Wirtschaft und Umwelt". Wir sagten uns damals: Wirtschaft

lässt sich nicht mehr ohne die ökologische Dimension denken und darstellen – und umgekehrt auch. Das war weitsichtig und die "Wirtschaft und Umwelt"– Seiten gibt es noch heute in der *taz*. Ab 1980 kam zu den vielen Berichten über die Risiken der Atomenergie das Waldsterben und der es wesentlich verursachende "Saure Regen". 1986 mit der Kernschmelze im AKW in Tschernobyl kehrte die Atomenergie mit Vehemenz ins Zentrum der öffentlichen Debatte zurück. Als bald tauchte das Ozonloch und die es verursachenden FCKWs auf, 1992 beherrschte dann die Agenda 21 von Rio die Schlagzeilen. Diese große UN-Konferenz war sicher ein Höhepunkt der bisherigen Berichterstattung über ökologische Themen in deutschen Medien, quantitativ und qualitativ. Zum Glück konnten die Umweltjournalisten nicht nur über Gefahren für die Umwelt berichten, über drohende Katastrophen bis hin zum Weltuntergang – Angst ist bekanntermaßen ein schlechter Lehrmeister. Zunächst waren die Aktivisten der vielen Bürgerinitiativen gute Interviewpartner und Protagonisten unserer Artikel, die 1980er und 1990er Jahre waren dann die Jahrzehnte von Greenpeace und Robin Wood, die mit ihren fantasievollen und überraschenden Aktionen und Kampagnen über die Medien große Aufmerksamkeit erreichten. Wie der Journalismus über andere Themen erlebte der Umweltjournalismus Höhen und Tiefen. Dennoch gilt generell für Medien: Sie müssen die Probleme einer Gesellschaft, beziehungsweise die Probleme, die eine Gesellschaft als die ihren wahrnimmt, adressieren. Journalisten können diese Probleme dann aufbauschen oder kleinreden, von verschiedenen politischen Standpunkten aus betrachten, aber sie können sie nicht völlig ignorieren - sonst verlieren ihre Medien ihr Publikum. Und heute sind die Umweltprobleme aller Art zu groß, als dass sie von den Medien oder auch von der Politik ignoriert werden könnten. Davon unbenommen wurde das Thema Umwelt in der Vergangenheit durch andere Themen überlagert und in den Medien an den Rand gedrängt, in Deutschland besonders stark in den Jahren nach dem Fall der Mauer und der deutschen Einheit, von Ende 1989 an. Die enormen wirtschaftlichen und sozialen Probleme in Ostdeutschland

schoben alles andere in den Hintergrund. Wenn wir uns erinnern: Die Grünen schafften damals nicht einmal den Wiedereinzug in den Bundestag.

Der Umweltjournalismus stand in den etablierten Medien von Anfang an unter einem Verdacht, unter dem Verdacht nicht objektiv zu sein, nicht neutral zu sein, sondern mehr oder minder verdeckte Propaganda. Und natürlich hatten sich auch die Umweltjournalisten selbst bald die Frage gestellt: Sollen wir parteilich sein? Müssen wir nicht parteilich sein? Parteilich für die Natur, und das heißt zwangsläufig kritisch und parteilich gegen naturzerstörende Industrien, gegen deren Manager und gegen die Politiker, die sie schützen. Müssen wir als Journalisten in Konflikten zwischen Umweltschützern und Umweltzerstörern nicht eine klare Position beziehen?

Die Antwort ist einfach und sie gilt meiner Meinung nach nicht nur für den Umweltjournalismus, sondern insgesamt für den Journalismus, auch für den über andere Themen. Die Antwort lautet: Ja, Journalisten müssen eine Position beziehen. Natürlich gilt der Grundsatz "Audiatur et altera pars", Journalisten müssen in einem Konflikt alle Seiten hören und zu Wort kommen lassen. Doch ein Journalist ohne Haltung ist ein schlechter Journalist. Journalisten dürfen nicht nur parteilich sein, sie sollen parteilich sein. Journalisten, die ohne Meinung und Haltung schreiben, arbeiten dafür, dass alles so bleibt, wie es ist.

Ab Mitte der 1980er Jahren, der ziemlich bleiernen Zeit unter Kanzler Helmut Kohl, begann eine neue Generation von Journalisten in den Redaktionen aufzutauchen. Diese Kolleginnen und Kollegen hatten 1968, zur Zeit der Studenten- und Jugendrevolte, noch im Sandkasten gespielt und hatten auch die sozialen Bewegungen der 1970er Jahre, darunter auch die Ökobewegung, nicht bewusst miterlebt.

Für viele Journalisten dieser Generation wurden die Öko-Aktivisten und die Umweltjournalisten zu einem Feindbild. Sie prägten ein Klischee ihrer ökologisch bewussten Kollegen, das Klischee der Wollsocke: Unelegante Zeitgenossen, unurban, unhip, freudlos, langweilig, moralisierend.

Ich spreche von einer Zeit, die gut ein Vierteljahrhundert zurückliegt und zu der der professionelle Journalismus noch vornehmlich männlich, weiß und mittelschichtig war. Das ändert sich gerade zur Zeit; zum Glück. Diese flotten Jungs, von denen viele in den Medien etwas zu sagen hatten, kultivierten freudig ihre Aversion gegen die Wollsocken und hielten eine angebliche Moderne hoch, sie huldigten – wie in den 1950er Jahren – dem Konsum und dem technischen Fortschritt. Sie feierten unkritisch die digitale Revolution und stilisierten Internet-Pioniere aller Art als große Helden.

An den Ökojournalisten ging die Wollsocken-Kritik nicht spurlos vorüber, manche stellten sich auf sie ein und begannen damit, einen ökologischen Lifestyle zu propagieren, Öko-Chic. Coole Schauspielerinnen gestanden, dass ihnen Öko ganz wichtig sei. Statt Konsumkritik und Verzicht ging es nun um ökologisch korrekten Konsum.

Solche Anpassungsmanöver und Imagekorrekturen halfen nur bedingt. Waren Ökothemen schon in den 1990er Jahren in den Redaktionen nicht übermäßig populär, so wurden Umweltjournalisten mit dem Beginn der neoliberalen Ära vielfach zu belächelten, großzügig geduldeten Sonderlingen. Die Mehrzahl der einflussreichen Journalisten glaubte nun, ebenso wie die Politiker, mit religiöser Inbrunst daran, dass der Markt, das ein möglichst wenig gezügelter Kapitalismus, alles regeln und alle Probleme lösen könnte, auch die Umweltprobleme. Dieser Glaube erwies sich spätestens in der Finanzkrise als großer Irrtum.

Wo stehen die Umweltjournalisten heute? Einmal gibt es inzwischen den Job des Umwelt-Renegaten, dabei handelt es sich um rechthaberische, tendenziell schlecht gelaunte, ältere Männer, die sich über die Ökos aufregen, über eine angebliche drohende grüne Diktatur, ohne Fleisch und dicke Autos, Männer, die die Schrecken einer Überregulierung an die Wand malen. Diese Umweltrenegaten sollte man – wie man das in Berlin sagt – am besten nicht mal ignorieren. Sie können realexistierende Probleme wie die globale Erwärmung ja nicht als alarmistische Halluzinationen von hysterischen Ökos wegschreiben und abtun. Die Geschichte wird über sie hinweggehen.

Es gibt nicht besonders viele Umweltjournalisten, wesentlich weniger als Sportjournalisten oder als Feuilletonisten. Ich kenne die meisten Umweltjournalisten, die in den liberalen Mainstream-Medien arbeiten. Die Szene ist überschaubar. Diese Kolleginnen und Kollegen haben es gewöhnlich nicht leicht, mit ihren Öko-Themen durchzukommen, ihre Manuskripte auch gedruckt oder gar prominent in ihren jeweiligen Zeitungen platziert zu bekommen. Beim *SPIEGEL* beispielsweise, für den ich seit 21 Jahren arbeite, gab es eine ganze Reihe von Umweltjournalisten, die irgendwann frustriert aufgaben, weil ihre Themen von den Chefredakteuren und Kollegen beständig als zweitrangig betrachtet wurden.

Irgendwann stellen sich alle Umweltjournalisten die Frage, warum sie es so schwer haben, in den Mainstream-Medien mit ihren Themen durchzukommen. Ist Öko nicht sexy genug? Fehlt der Glamour? Fehlt die Faszination der Gewalt? Terrorismusexperten haben es jedenfalls leichter als Umweltjournalisten. Über die rechtsextreme NSU wird ebenso endlos berichtet wie über die persönlichen Querelen des Spitzenpersonals der Politik.

Ein Handicap des Öko-Journalismus ist es, dass seine Gegenstände eher Strukturen und Sachprobleme sind als Personen. Und bei Umweltthemen sind oft naturwissenschaftlicher Sachverstand oder wenigstens Interesse erforderlich, die beim breiten Publikum nicht per se vorhanden sind.

Allerdings muss man eines im Auge behalten. Reine Umweltjournalisten gibt es zwar nach wie vor nur relativ wenige, aber Journalisten, die regelmäßig auch über ökologische Themen schreiben, gibt es immer mehr. Das hat einen einfachen Grund: Die Umwelt ist überall. Diese banale Erkenntnis, eigentlich eine Tautologie, hat sich gesellschaftlich durchgesetzt. Wir wissen, dass die allermeisten Wirtschaftsthemen eine ökologische Komponente haben. Wir wissen, dass Krisen und Konflikte in der Dritten Welt oft auch ökologische Ursachen haben. Wir wissen, dass der Umgang mit der globalen Erwärmung und ihren diversen Folgen für Milliarden Menschen ein Thema von existenzieller Bedeutung ist.

Der Umweltjournalismus ist auch stark in die regionalen und lokalen Medien diffundiert. Die Ökologie spielt nahezu immer bei staatlicher Planung eine Rolle, ebenso bei den meisten wirtschaftlichen Entscheidungen. Mit Umweltproblemen beschäftigt sich heutzutage jeder Gemeinderat.

Noch eine Bemerkung, beziehungsweise eine Beobachtung. Schwerer als Umweltjournalisten haben es Journalisten, die über das Leben auf dem Lande berichten. Betuliche bis kitschige Lifestyle-Magazine wie Landleben und seine Kopien haben zwar Erfolg, aber darin geht es bekanntermaßen nicht um das Leben derer, die das Land bearbeiten.

Beim CIJ Logan Symposium in Berlin, einer internationalen Konferenz über kritischen Journalismus, berichtete Anfang März diesen Jahres ein Kollege aus Indien namens P. Sainath über seine Arbeit, der Jahrzehnte lang als rural reporter gearbeitet hat.

(https://en.wikipedia.org/wiki/Palagummi_Sainath)

Er hat zum Beispiel intensiv über das verschwiegene Thema der Bauern-Suizide in Indien recherchiert und berichtet über Bauern, die sich aus Verzweiflung über ihre wirtschaftliche Lage und die düsteren Perspektiven umbringen. Dieser hervorragende Kollege wies auf das groteske Missverhältnis hin, dass die Mehrzahl der Inder auf dem Land leben, aber es in den Zeitungen nur um städtische Probleme geht.

Gleichwohl müssen die Medien die Realität, die wichtigen Probleme und Konflikte einer Gesellschaft auf irgendeine Weise widerspiegeln. Tun sie das gar nicht, werden sie auch nicht mehr wahrgenommen. Hierzulande sind in den letzten Monaten die Bauern mit den existenziellen Problemen, die der Verfall der Milchpreise mit sich bringt, in den Medien angekommen, und zwar ziemlich massiv angekommen. Es wirkte ein einfacher Mechanismus: Wenn Bauern protestieren und demonstrieren werden sie wahrgenommen, ebenso wahrgenommen, wie wenn Arbeiter beispielsweise gegen die Schließung ihrer Fabrik demonstrieren.

Und für das Vorbereiten solcher Aktionen, die Öffentlichkeit schaffen, für die Mobilisierung zu Demonstrationen und die Diskussion über Aktionen aller Art, hat die Bauernstimme eine große Bedeutung. Der

Spiegel hat der Bauernstimme einmal attestiert: "Die Bauernstimme ist die wichtigste Stimme der Agraropposition."

Die Bauernstimme ist mehr. Sie dient zur Selbstvergewisserung von Bäuerinnen und Bauern, die über ihre Lage und ihre Zukunft nachdenken. Sie dient zur Diskussion über hunderte von Kilometern, sie bringt Bäuerinnen und Bauern zusammen.

Deshalb ist zu sagen: Lang lebe die Bauernstimme! Sie hat gute Chancen uns alle hier zu überleben. Und lang lebe der Umweltjournalismus! Er wird uns garantiert überleben.

Vielen Dank für Eure Aufmerksamkeit.

Dies ist das Skript des Vortrages, das in vielen Details nicht mit der vorgetragenen Fassung genau übereinstimmt. Der Autor dankt Christiane Grefe und Benny Härlin herzlich für verschiedenste Anstöße bei der Bearbeitung des Themas Umweltjournalismus, zu dem sich bislang sehr wenig Literatur finden lässt.